



XXVIII.



« Sei denn, daß Melinda . . . Dieser Gedanke fuhr mir schon öfters durch den Sinn, wenn ein Gefühl der Einsamkeit, des Ekels an dem quälenden Widerfinn und den widersinnigen Qualen der Welt oder ein Gefühl der Trauer mich beschlich. Ein Trunk Glück . . . wie wäre das labend! Auch nur ein Nippen an schönheitsüberschäumtem Beherrand — wie wäre das erfrischend! Ich hätte damals in Triest bleiben sollen . . . Mein aufgenommener Lebenskampf sollte ja ein zweifacher sein: gegen das unnütze Leiden, aber ebenso gegen das Verhindern, Verschweuchen und Versäumen der Freuden . . .

Da gab's einen jungen Menschen, der einer herrlichen Frau begegnet. Sie anzusehen, sie anzuhören, ist Hochgenuß. Beide sind frei. Die Möglichkeit besteht, daß der elektrische Funke, von welchem die Guldin so begeisternd gesprochen, von dem einen zum anderen überspringe, und daß durch eine Zeit — kurz oder lang — ein zauberisches Glück besagten jungen Mannes Leben verkläre. Was aber thut der Ungeschickte? Er geht dieser eigenen Freude aus dem Wege, um ruhig weiter philosophieren zu können über Freud und Leid der übrigen — die ihm das nicht im geringsten Dank wissen.

Träumerei ist ja nur das Ganze . . . Warum soll ich

nicht ein Stückchen Erdenhimmel weiter träumen, in dem ich selber der Beseligte bin?

Der erste Mai. Vor zwölf Jahren war ich an diesem Tage auch in Wien. Damals war der erste Mai noch nicht das Hoffnungsfest der Arbeiter, sondern das Luxusfest des Hochadels. Die Praterfahrt stellte für diesen ein Schwelgen im Bewußtsein des eigenen Glanzes, Reichthums und Ranges vor. Auch mir erschien damals diese Genußsynthese als des Lebens Krone. Ich erinnere mich ganz lebhaft an jenen ersten Mai. Die Kronprinzessin — in Rosa, ihre Daumont mit Schimmeln bespannt — nickte mir freundlich zu. Ich selber lenkte zwei Kappen. Fühlte, daß ich da auf meinem hohen Rutschbock, in meiner preussischen Ulanenuniform (ich kam von einem Diner beim deutschen Botschafter) nicht übel aussah — denn mehr als freundliche Blicke flogen mir aus manchen schönen Augen zu. Jener Maiaabend ward mit einem Champagner-Souper auf dem Konstantinhügel beschlossen im Kreise anderer junger Leute aus Wiens goldener Jugend: Fürstensöhne und Millionärsöhne und einige Theater- und Cirkuskünstlerinnen. Damals wahrlich habe ich nicht daran gedacht, daß es zu viel der Qualen gebe hienieden.

Freilich, der Taumel des vollen Genügens an solcher Existenz und in solchem Milieu hielt bei mir — selbst in jenen Jugendtagen — immer nur ein paar Stunden an. Die Erfahrungen und Studien aus meiner Knaben- und ersten Jünglingszeit hatten mir ja die gewisse glücklich-hoffärtige Enge des Horizonts benommen, welche meine Ranggenossen mit dem Wahn zu erfüllen pflegt, daß es nichts Schöneres und Berechtigteres gebe, als ihr Genußleben, daß die Welt, so wie sie ist, auch sein müsse und bleiben werde, nur damit sie, die Bevorzugten, ihrer Vorzüge sich erfreuen können.

Momentan jedoch, da konnte auch ich zu jener Zeit noch froh



und unbesorgt und genußtoll und sogar des Glanzes meiner Stellung mir stolz bewußt sein, wie nur einer. Es war ein berauschend frohes Maifest, damals auf dem Konstantinhügel.

Neulich aber, am ersten Mai — da war es anders. Viel hat sich geändert seither — in mir und um mich.

Der Prater gehörte den Arbeitern. Ein Tag der Freude, des Naturgenusses für die Beladenen aus dem Volke. Nein, leider noch nicht vollends so. Nicht zu ungetrübter Freude gehen sie da aus, nicht zu unbestrittenem Feste. Es ist noch Erkämpfenswollen dabei — eine parteipolitische Rundgebung ist noch der erste Mai der Arbeiter, kein ungeteiltes, besitzsicheres, frohsinnsstolzes Vergnügen, wie es der erste Mai der praterfahrenden Aristokraten war.

War und nicht mehr ist. Jetzt ist der Prater an diesem Tage den Herrschaften verleidet. Zwar ist die Furcht gewichen, die in den ersten Jahren herrschte, als man glaubte, daß die Arbeiterkolonnen unter dem Vorwande des Frühlingstestes irgend einen Gewaltstreich ausführen würden. Aber unheimlich ist der hohen Gesellschaft der ganze Aufzug doch geblieben; jedenfalls ist ihr ihre Praterfahrt vergällt. Hineinschießen, in die Socialistenmassen? Nun, dieser Gedanke, der anfänglich so manche Bourgeois'-Seelen und Despotengemüter beschlich, der hat sich schon verflüchtigt, da ja die schrecklichen Socialdemokraten, die mit ihren roten Krawatten und roten Blusen in den Prater zogen, keinerlei Barrikaden zu bauen, noch Aristokraten an die Laterne zu knüpfen versuchten. Doch mit dem Auf- und Niederfahren der großen Welt in der Hauptallee des 'Nobelpraters' war's endgültig aus. Volksmassen zu sehen, die zu ihren eigenen Zwecken sich versammelt haben und nicht, um, ehrfurchtsvoll Spalier bildend, die Großen neid- und bewunderungsvoll anzustaunen — das ist kein richtiges 'Nobel'-vergnügen mehr. Und so hat sich die einstige Korfsofahrt in

eine Fahrt zu und von den Freudenauer Rennen verwandelt. Der Turf mit seinen kostspieligen Kennern, seinen hohen Betten und seinen, mit den exquisitesten Frühjahrstoiletten geschmückten Tribünen bleibt doch ein privilegierter Boden, der nicht durch demonstrierende oder sich auf eigene Faust belustigende Volksmassen verdorben werden kann.

Ich war nicht in der Freudenau gewesen, doch die Rückfahrenden ließ ich an mir vorbeirasen. Es ist nämlich die Sitte eingerissen, daß die Wagen, die vom Rennplatz kommen, in vollster Carriere durch die Praterallee jagen. Ich war zu Pferd und hatte mich an das Ende der Allee aufgestellt. Landauer, Viktoria's, Kutschierwagen, Break's, Fiaker sausten an mir vorüber. Einen Augenblick aber entstand eine Stockung, und in einem Wagen, der gerade vor mir stehen bleiben mußte — eine tadellos bespannte Equipage — erblickte ich, in die Pissen zurückgelehnt, in weißem englischen Kleide, träumerisch vor sich hinschauend — Melinda.

Ich konnte nicht grüßen, denn sie wandte den Kopf nicht nach meiner Seite. Als die Wagenreihe sich wieder in Bewegung setzte und das unterbrochene schnelle Tempo von neuem aufnahm, da trabte knapp hinten Melindas Wagen weiter. Er bog in die Augartenstraße. Ich nach. Er fuhr durch das offenstehende Thor eines Gartengitters — ich nach — und hielt vor dem Perron eines koketten kleinen Palais.

Schneller, als der Diener vom Kutschbock, war ich von meinem Pferde herab, und während ich es mit einer Hand am Zügel hielt, bot ich die andere, um Melinda aus dem Wagen zu helfen.

Sie erschrak — doch erkannte sie mich gleich:

„Ah, Prinz Roland!“

„Ich selber, Fräulein Melinda . . . So finde ich Sie denn wieder!“



„Haben Sie mich denn gesucht? . . . Es ist ein sonderbarer Zufall. Gerade heute habe ich an Sie gedacht. Wollen Sie mir das Vergnügen machen, in mein Haus zu treten?“

Dankbar nahm ich an. Fräulein Korgazy gab Befehl, daß mein Pferd in den Stall geführt werde, und ich folgte ihr ins Vestibül.

Schwerer Blumen Duft füllte diesen Raum. Unter den zahlreichen exotischen Pflanzen, die ihn schmückten, sah ich mehrere blühende Magnolienbäume, und von diesen ging der süße, betäubende Geruch aus.

Wir stiegen einige Marmorstufen hinan. Ein Diener öffnete die Thür zu einem großen Salon. Hier war es ein Strom von Veilchen Duft, der mir entgegenwehte. Melinda bat mich, einzutreten.

„Erwarten Sie mich indessen hier, Prinz — ich will nur auf meinem Zimmer Hut und Jacke ablegen. Und sie ging, leichten Schrittes, die Treppe zum ersten Stock hinauf, während ich in den Salon trat.

Mit einem Druck auf den elektrischen Apparat versetzte der Diener den Salon in helles Licht und ließ mich allein.

Ich hatte Zeit, mich umzusehen. Es war kein banaler, von Tapezierergnaden ausgestatteter Salon — vielmehr ein ganz originelles Gemisch von Museum, Atelier und Tempel. Der Raum war so groß und hoch — er mußte die ganze Fassade des Palais bis zum Dache einnehmen —, daß er trotz der zahlreichen Einrichtungsstücke nicht voll aussah; große leere Strecken, wie in einer Kirche, lagen zwischen den verstreuten Möbeln.

„Möbel“ im Sinn von beweglichen Sachen, aber wahrlich nicht im Sinn von Sachen, die man in Möbelhandlungen finden kann. Zum Sitzen war nichts da, was man mit dem Namen Kanapee oder Sofa oder Fauteuil hätte benennen

können; nichts, als mehr oder minder hoch aufgeschichtete, mit Eisbärfeilen bedeckte Rissen, welche von dem, den ganzen Boden überspannenden roten Plüschteppich in blendender Weise abstachen.

In einer Ecke war ein viereckiger Verschlag, gebildet aus einem kunstvoll filigrangearbeiteten Gitter aus Schmiedeeisen, von innen mit glühend rotem Licht durchleuchtet. An einer anderen Stelle, gegen einen Hintergrund von persischer Spiegelwand und unter einem auf schlanken Krystallsäulen ruhenden Dach, ein zweiter Verschlag, der in hellblauem, mondscheinartigem Lichte flimmert.

Aus allen Ländern und aus allen Jahrhunderten sind hier Gegenstände zusammengetragen: manns hohe japanische Vasen, ein indischer Göke — edelsteinstrohend; ein Rokoko-Tragessell — dann wieder ein allernmodernster Steinway-Flügel aus Ebenholz. In der Mitte des Saales spielt ein Springbrunnen der Rand des umgebenden kleinen Bassins ist wie mit dunkelvioletter Sammet verbrämt — nämlich hunderttausend blühende Veilchen. Von der Decke hängt als Lüster ein großer weißer Vogel, aus lichtdurchflutetem Krystall gebildet, mit weit ausgebreiteten Schwingen, worin sich das irisierende Gefunkel fortsetzt, das im Wasserstrahl der Fontäne spielt. Auch eine lebensgroße Marmorstatue ist da zu sehen — doch keine Menschengestalt stellt sie vor, sondern — auf schwarzem Sockel ein blendend weißes, sattellofes Pferd mit hochgehobenen Vorderhufen und flatternder Mähne. An eine Staffelei gelehnt, nicht an der Wand — die Wände, wie die Decke sind ganz glatt aus weißem Stuck — prangt ein wundervolles Bild — Melindas Porträt. Die überschlanke Gestalt in dunklem Reitleid, auf dem ganz jugendlichen Köpfchen ein Cylinderhut — eine Gerte in der behandschuhten Hand — so steht sie neben einem weißen Pferde, offenbar dasselbe, dessen Bildnis dort in Marmor gemeißelt ist.



Ich war noch nicht zu Ende mit der Betrachtung dieses merkwürdigen Interieurs, als die Herrin hereintrat.

Sie trug dasselbe ‚Schneiderkleid‘ aus weißem Flanell, das sie im Wagen angehabt, nur die Jacke hatte sie abgelegt, und an die Taille war ein Veilchenstrauß gesteckt. Unter dem Scheine des reichlichen Lichtes glänzte ihr gewelltes Haar wie Gold. Sie kam auf mich zu mit ausgestreckter Hand:

„Also da sind Sie wirklich, Prinz Roland! Ich freue mich dieses Wiedersehens . . .“